

Nr. 47. Bromberg, den 26. Februar 1929.



(11. Fortsetzung.)

Endlich rang es sich ernst und schwer von seinen Lippen und war doch wie ein feierliches Bekenntnis.

„Um Besitz und Familie geht es mir in meinem Bruder. Die mich geboren hat, hat auch ihn geboren. Wir sind ein Blut! Ich habe mir nichts gegönnt die Jahre her, bin nie fortgekommen, wär' auch heute nicht hier, wenn ich Sie nicht gesucht hätte. Ich habe gearbeitet für zwei und für zehn gehungert. Satt bin ich seit Jahren nicht gewesen, meine Frau auch nicht, meine Kinder kaum. Und das alles nur, um meines Bruders dringende Schulden bezahlen zu können. Es wäre ihm ja sonst ein Stück Vieh nach dem anderen weggeholt worden. — Ich hätte ihn weiter gehalten, wenn die Hypotheken nicht gekündigt worden wären. Da kann ich nicht mit."

„Himmelherrgott! Das ist ja grauenhaft", rief der Niederneidberger.

Aber Wetter wehrte ab.

„Nein, nein, Herr Liebetrau, das ist es nicht. Bei mir daheim ist ja unberufen alles richtig. Die Kinder sind geraten und stehen zu ihren Eltern und meine Frau steht neben mir. Da läßt sich vieles ertragen, am leichtesten die Arbeit. Ich hab' immer noch Hoffnung. Ich denk mir, daß die zwei — der Erich und die Grete — doch noch mal zusammenkommen könnten. Wie gesagt, das denk' ich mir. Wenn es aber doch nicht werden sollte, dann brauchte ja meines Bruders Besitz nicht verludert und heruntergekommen verkauft zu werden. Je intakter er ist, desto höher wird der Erlös sein. Mein Bruder wird zu Bewußtsein kommen, wenn man ihn von Haus und Hof jagt, wie da wohl jeder zu Bewußtsein kommt, der nicht von Grund aus schlecht ist. Für beide, für ihn und seine Frau, sollten später zu irgendeinem neuen Beginnen, einige tausend Mark vorhanden sein."

„Gewiß das wäre zweckmäßig", schalt Liebetrau ein,

„Es ist das aber nur möglich, wenn meine Schwägerin heimkommt und das Ganze bis zum Ende zusammenhält. — Ich bin zu angespannt. Ich kann es nicht. Es geht über meine Kraft."

„Na und?" fragte Sohr ungeduldig. „Warum wenden Sie sich nicht an Ihre Schwägerin?"

„Ich wollte Sie bitten, das zu tun."

„Mich bitten? Wie komme ich dazu?"

„Weil Sie Einfluß auf sie haben."

„Das glauben Sie!"

„Das weiß ich, Herr Sohr!"

„Woher?"

„Sie haben sie gehen heißen. Sie ging!"

„Richtig! Ich werde sie nicht rufen können, nachdem ich ihr zu gehen riet."

„Die Umstände rechtfertigen es."

„Nicht mehr, mein Herr!"

„Warum nicht mehr?"

„Sie legte ihre Interessen in meine Hände."

Wetter starrte Sohr an. Ihm war, als ob er einen Schlag gegen den Kopf bekommen habe. Er war ohne rechtes Begriffsvermögen.

„Sie legte — —", wiederholte er und schwieg und starrte ihn immer noch an.

„Ja," sagte Sohr. „Ich bat sie, mir zu vertrauen. Sie tat es. Das ist für mich dasselbe."

Wetter stand auf. Er zitterte an allen Gliedern. Ein Beben durchlief seinen Körper. Mühsam nur brachte er die Worte heraus:

„Dann — dann hat — mein Bruder — wohl nichts zu erwarten?"

Sohr hob die Schultern.

„Dann wird ihm — wohl alles — genommen?"

„Alles! — Ich will den Besitz erwerben."

„Sie?"

„Ja, ich, Herr Wetter!"

„Sie wollen?"

„Ich — will!"

„Dann allerdings." — Er kroch förmlich in sich zusammen.

„Aber kommen Sie morgen abend zu mir. Ich fahre nach Berlin. Vielleicht kann ich Ihnen für Ihren Bruder Günstiges sagen."

„Vielleicht?! O Gott," stöhnte er. „Ich komme," und wankte aus dem Zimmer.

11.

Sohr fuhr nach Berlin.

Am Wriezener Bahnhof nahm er ein Auto.

„Landsberger Straße 31."

In zehn Minuten war er dort.

Er stieg die Treppe hinauf.

An der Tür stand auf einem Messingschildchen: S. Warburg. Dort klingelte er.

Ein Bureaumensch öffnete, grinste ihn an und verbeugte sich.

„Herr Warburg zu Hause?"

„Jawohl! Bitte einzutreten. Ich werde melden. Mit Herrn Sohr hab' ich die Ehre, nicht wahr?"

„Ich war schon zwanzigmal hier."

„Sehr wohl, Herr Sohr."

Da erschien auch schon Warburg selbst.

Hier schienen die Wände Ohren zu haben.

Er dienerte den Finkenschlager in das Privatkontor.

„Wie geht es, Herr Sohr?" erkündigte er sich und nötigte ihn in einen Sessel.

„Zeitgemäß," sagte Sohr.

„Also gut," erwiderte Warburg.

„Ich merke nichts, mein Lieber," gab Sohr zurück. „Schulden, Steuern, Zinsen, mittelmäßige Ernte, miese Preise, güste Stuten und einen Heuschober von Sorgen, nennen Sie das gut?"

Warburg lächelte, dann legte er die Denkerstirn in Falten und sagte: „Hm."

„Ja, ja, mein lieber Herr Warburg, danken Sie Gott, daß Sie noch kein Bauer sind. Es wird Ihnen ein Kirchenlicht aufgehen."

„Ich?" fragte Warburg. „Noch kein Bauer?"

„Was sonst? Sie werden den Wetterschen Besitz übernehmen müssen und dann sind wir doch Kollegen. Nachbarn sogar!"

Warburg machte ein pfiffiges Gesicht.

„Aha — daher weht der Wind," rief er und sah Sohr aus zusammengekniffenen Äuglein sehr interessiert an. „Sie möchten die Hypothek kaufen?" fragte er.

„Ich denke nicht daran," wehrte Sohr ab. „Ich habe Sorgen genug. Wie ein Pudelhund Flöhe. — In meiner Eigenschaft als Vorsitzender des Bauernbundes will ich Ihnen lediglich meine Aufwartung gemacht und den Beitritt zum Bund angelegentlichst empfohlen haben."

„Danke, danke," sagte Warburg. Er bemühte sich, seinen goldenen Kneifer auf die Nase zu drücken. Über den hinweg sah er wieder zu Sohr hinüber. „Waren Sie schon bei Meyer?" fragte er beiläufig.

„I wo! Kommt nicht in Frage."

„Er steht doch hinter mir."

„Eben deshalb! Herr Warburg wird das Rennen machen. Meyer wird in der Versteigerung keinen Ton sagen. Mucksmäuschenstill wird er sein." Ganz leise ergänzte er: „Im Vertrauen: Es fehlt ihm an Kleingeld."

„Dem Meyer? Am Kleingeld?" prustete er lachend heraus. „Der Witz ist nicht übel."

„Durchaus kein Witz", versicherte Sohr. „Das gute Meyerlein hat sich festgelegt in Termingeschäften. Er sitzt wie angeleimt."

„Woher wissen Sie?"

„Er war bei mir. Hat meine Ernte gekauft. Die ganze! Sogar die Kartoffeln. Ich wunderte mich über den Abschluß, da klärte er mich auf."

„Und über die Hypothek haben Sie nicht gesprochen?"

„Aber, Herr Warburg?" verwies ihn Sohr. „Wie könnte ich Ihnen dann sagen, daß er an dem Kauf desinteressiert ist. Er kann einfach nicht dreißigtausend Mark auf den Tisch legen, um seine zwanzig zu retten. Kann er einfach nicht! Zudem ist Meyer so'n Mittelding zwischen Agrarier, Getreidehändler und Geldverleiher, der ganz genau weiß, daß aus einer mit achtundfünfzigtausend Mark bepflasterten Klitsche von 150 Morgen Umfang nichts herauszuholen ist."

Warburg machte immer noch ein ungläubiges Gesicht.

„Wenn auch!", sagte er. „Mir schließlich gleichgültig! — Den Morgen niedrig zu dreihundert Mark gerechnet, ergibt der Wettersche Besitz immer noch einen Wert von 45 000 Mark. Ich bin also gedeckt."

Seelenruhig sagte Sohr:

„Das erstere stimmt, das letztere bilden Sie sich ein. Leider! Glauben Sie denn allen Ernstes, daß sich im ganzen Deutschen Reiche auch nur ein Dummer findet, der 4500 Mark sichere, mühe- und risikolose Zinsen — die werden von 45 000 Mark zu zehn Prozent erbracht — gegen einen unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit günstigstenfalls zu erzielenden Bruttoumsatz von sechs bis sieben tausend Mark hingibt? Brutto, Herr Warburg, brutto! und auch nicht Gewinn, sondern Umsatz! Glauben Sie das? So einem Zeitgenossen müßte ja sonst was geschehen."

Er erhob sich.

„Aber genug von dieser schiefen Sache", fuhr er fort, „ich will Sie nicht aufhalten, lieber Kollege in spe. Ich habe Ihnen meine ergebene Aufwartung gemacht und möchte mich mit allerherzlichstem Glückwunsche verabschieden."

Warburg kniff seine kleinen Äuglein wieder zusammen und seixte. Aber es sah halb wie Weinen aus.

„Sie sind mir einer!" sagte er. „A la bonheur! Wenn Sie mein Kompagnon wären!"

„Bin es nicht und kann es leider nicht werden. Ich bin in Finkenschlag und Großsteinau unabkömmlich."

Auch Warburg hatte sich erhoben. Nicht aber um Abschied zu nehmen. Er war zu einem Wandschränkchen getreten und brachte aus diesem eine Likörflasche und zwei Gläschen zum Vorschein.

„Wir nippen erst einen, Herr Sohr. Es spricht sich besser."

Sohr lehnte ab.

„Danke Verehrtester. Ich habe keine Zeit."

Da setzte Warburg die Flasche mit einem Ruck auf den Tisch. Er wurde ärgerlich.

„Keine Zeit", wiederholte er. „Warum so? Sie kommen wohl nach Berlin, um mir Ihre Aufwartung zu machen? Bloß Aufwartung! Das dürfen Sie dem alten Warburg nicht erzählen wollen. Ich weiß, weshalb Sie mir die Ehre geben!"

„Schön, Herr Warburg! Warum lassen Sie mich dann so lange reden! Also schenken Sie ein und machen Sie einen akzeptablen Vorschlag."

Warburg trippelte mit seinen kurzen Beinchen ganz nahe zu Sohr hin. Er fragte:

„Wieviel Tausender wollen Sie mir abgeknöppt haben, wenn Sie aus diesem Zimmer gehen?"

„Sechs mindestens", gab Sohr ehrlich zu.

„Mehr nicht?" fragte der andere.

„Nein! Ich will nicht unbescheiden sein."

Da lachten sie beide und prosteten sich zu.

Dann ging das Geplänkel weiter. Eine ganze Weile. Beide waren harte Köpfe.

Endlich trumpfte Sohr auf:

„Schluß, mein lieber Herr Warburg! Mein Geld ist kein Blech. Wenn Sie nicht wollen, auch gut!"

„Ich will ja", zeterte Warburg. „Bei Gott, ich will! Nur nicht mit diesem horrenden Nachlaß."

„Anders nicht! — Sie kennen mich. Ich will nicht behaupten, daß ich eine mir ungünstige Sache nicht nach meinem Willen zu biegen verstände, aber im Grund genommen, mache ich nur ehrliche Geschäfte. Warum sollen ausgerechnet Sie Ihre ganze Summe wiederbekommen, während sich die Herren Meyer und Liebetrau den Mund zu wischen haben? Das sehe ich nicht ein. Ich löse die Hypotheken nur dann ab, wenn jeder Gläubiger prozentual den gleichen Nachlaß gewährt. Geschieht das nicht, dann meinerseits: Hand weg! Zu Ihnen komme ich zuerst, weil Sie der hartnäckigere sind. Mit Meyer und Liebetrau werde ich fertig. — Also, Verehrter: Schrägüber wohnt der Notar Fischer. Wollen Sie mitkommen, ich bin bereit."

Warburg strich sich über die Glatze. Im Sonnenlicht glänzten dort Perlchen und Diamanten.

„Wann wird das Geld verfügbar sein?" erkundigte er sich.

„Scheck erhalten Sie drüben."

„Sie zahlen sofort?" fragte Warburg verwundert.

„Selbstverständlich! — Wenn ich einen Nachlaß fordere, kann ich nicht auch noch Kredit verlangen. Die Kirche muß im Dorfe bleiben."

„Alsdann in Gottes Namen, gehen wir. — Besser man hat, als man hätte!"

„Denke ich auch!"

So war auch diese Sache all right.

*

Sohr stand auf dem Alexanderplatz und überlegte.

Sollte er seinen Jungen besuchen oder sollte er direkt nach Mühlberg fahren zu Meyer, um auch mit dem ins Reine zu kommen?

Er entschied sich für beides. Zeit war zu kurzem Besuch.

An der Dirksenstraße nahm er einen Wagen, um nach Invalidenstraße 21 zu gelangen.

Der Chauffeur ratterte los.

Aber schon Oranienburger-, Ecke Friedrichstraße, pfiff ihm Sohr ab.

Er hatte etwas gesehen.

Mit beiden Beinen zugleich sprang er aus dem Wagen, zahlte und bog in die Friedrichstraße ein.

Es stimmte!

Da soll doch der und jener, dachte er.

„Richtig! Dort, zwanzig Schritte vor ihm gingen sie. Claus und Frau Wetter!

Was tun? Hingehen oder nachgehen?

Richtiger war das letztere. Also entschied er sich dafür.

Die zwei schienen Zeit zu haben, er mußte sich welche nehmen.

Eigen waren die Gefühle, die ihn bewegten. Sie schwankten zwischen Staunen, Enttäuschtsein und Mißtrauen. Sie beengten ihn und ließen ihn weder die Situation klar erkennen noch zu einem festen Entschlusse kommen.

Claus und Grete und Grete und Claus, das ging in Gedanken hin und her und her und hin. Es war dunkel und unerfreulich.

Da befreiten ihn die zwei von seinen peinlichen Empfindungen.

Vor dem Café „Admiralspalast" standen sie einen Moment still, schienen unschlüssig und wechselten ein paar Worte. Dann öffnete Claus devot die Tür und bot — reichlich ungeschickt — Grete den Vortritt.

Sohr mußte lächeln.

Das ist noch harmlos, dachte er und wendete auf dem Absatz.

Ihm war ein Stein vom Herzen.

Er nahm sich aber doch vor, Frau Grete Wetter gelegentlich zu interpellieren und seinen Sprößling auch.

(Fortsetzung folgt.)

Tragik der Kunst.

Des sei dir, Lieber, stets bewußt
Bei allen Künstler-Gaben:
Das Beste blieb in stiller Brust
Verschlossen und begraben.

Christian Morgenstern.

Der weiße Tod.

Skifahrer und Staublawinen. — Das Ende als Erlösung.

Von G. W. Deininger.

Über den Felsbergen liegt die Nacht. Feiner pulveriger Schnee fegt um die schroffen Hänge. Lose legt er sich auf verharschte Schneeschichten, mit denen er sich nicht verbinden kann. „Schneebretter" bilden sich über dem vereisten Untergrund.

Dann leuchtet die Morgensonne auf die Kämme hernieder. Milliardenfach brechen sich ihre Strahlen auf dem weißen Gewand, das Berg und Tal verhüllt, und das Herz des Menschen jauchzt ob des wunderbaren Anblicks. Skifahrer tummeln sich auf den Schneefeldern unterhalb der Hänge. Über den herrlichen Pulverschnee gleiten sie mit Windeseile dahin. Sie freuen sich des jungen Lebens, des blendenden Lichtes und der wohligen Wärme, welche die Sonne und der Schnee ihnen spenden. Sie werfen die Jacken ab, und ihre frohen Rufe schallen von den Wänden wider.

Dort oben auf dem Kamm hängt eine Wächte. Wochenlang hat der Wind gebraucht, um sie aufzubauen. Wie eine Narrenkappe neigt sich ihre Spitze über den Hang hinaus ins Leere. Nur die Eiskruste, die sie überzieht, hat sie bisher vor dem Abbrechen bewahrt. Nun scheint die Sonne brennend auf diesen verharschten Schnee und frißt sich in ihn hinein.

Plötzlich bricht die Wächte ab. Zweihundert Meter tief fällt sie die Steilwand hinunter. Sie reißt brüchiges Gestein, das durch sich dehnendes Eis vom Felsen absplitterte, mit in ihrem Sturz und zerschellt an harten Vorsprüngen. Ein Gießbach von Eisstücken, Steinen und Schnee stäubt auf das lose Brett am Hang herunter. Nur einen Augenblick bleibt alles ruhig. Keiner der Skifahrer weiter unten hat auf den kleinen Zwischenfall geachtet.

Doch plötzlich kommt Leben in den ganzen Hang. Weiße Wolken wirbeln hoch. Der gellende Warnungsschrei eines Skifahrers läßt die Kameraden auffahren: „Die Staublawine!" In rasender Fahrt gleitet das Schneebrett zu Tal. Felsen stemmen sich seinem Lauf entgegen. Die weiße Flut bricht sich für den Bruchteil einer Sekunde am Hindernis. Die Massen stauen sich meterhoch. Dann stürzen sie über den Felsen hinweg den Hang hinunter.

Die Skiläufer laufen um ihr Leben. Ein Orkan stiebt auf sie hernieder und wirft sie in den Schnee. Sie richten sich auf, wollen den Wettlauf mit dem weißen Tod beginnen. Sie können es nicht. Er hat sie sofort eingeholt. Wieder packt sie der Sturm und drückt sie mit eisiger Faust zu Boden. Er heult und tobt um die Menschen herum, und die Welt scheint ihnen nur noch ein wirbelndes Chaos in Weiß.

Die Skifahrer kämpfen gegen dieses weiße Leichentuch, sie wollen sich wieder aufraffen und in der alten Richtung weiterlaufen. Doch alles dreht sich um sie wie in einem Hexenkessel. Dann ankern die Schneeschuhe plötzlich im Grund. Hölzer brechen, der Oberkörper wird herumgeschleudert, und rasender Schmerz fährt durch Füße und Schenkel.

Dann reißen die Schneemassen die Menschen weiter und wirbeln sie zu Tal wie in einer riesigen Dreschtrommel. Und nun greift der Tod mit stählernen Zangen um die menschliche Brust. Immer fester packt er zu, und sie ringen nach Luft: „Ich ersticke, Luft, Luft!" Schnee verstopft den schreienden Mund. Augenblicke des Entsetzens! Der Atem versagt, immer enger und enger klammert sich der Schraubstock um die ringende Brust. Und noch immer wirbeln die weißen Wolken und verbergen den stieren Augen die Umwelt.

Dann ist plötzlich Ruhe. Die Ruhe des Todes. Eine Last liegt auf den Verschütteten, doch der unerträgliche Druck um die Brust weicht. Irgendwo rauscht es gleich rieselnden Körnern. Die wirbelnde weiße Wolke ist schwarzer Nacht gewichen. Der Schnee brennt auf dem Gesicht. Seine Glut dringt durch das Hemd auf den Körper. Es ist eine trügerische Glut, welche die Glieder erstarren läßt und sie unempfindlich macht gegen den Schmerz.

Unendliche Müdigkeit lastet auf dem Verschütteten. Er kann seine Lage nicht mehr überdenken. Er weiß nichts vom Tod, der seine weiche Hand auf ihn gelegt hat. Der Kampf, der Schrecken ist zu Ende! Mehr weiß das Hirn nicht. Schlafen, schlafen nach der entsetzlichen Angst und Aufregung! Und der Begrabene schlummert in seinem weißen, weichen Totenbett in die Ewigkeit hinüber.

Zwei von sechs Skifahrern hat die Lawine verschont. Als der Orkan ausgetobt, suchen sie nach den Kameraden: „Siehst du keine Hand, keine Skispitze, keinen Stock?" — „Nein!" Ein weißes Trümmerfeld nur, geisterhafte Ruhe, und drüben am Hang, der das Verderben ausspie, klafft eine dunkle, schneefreie Lücke wie der verzerrte, höhnische Mund des Felsriesen: „Vier Opfer mußtet ihr mir lassen, ihr Zwerge!"

Der Frühling steigt die Berge hinauf, und Sturzbäche brausen zu Tal. Da suchen Führer und Bauern aus dem Gebirgsdorf nach den Toten, die sie im Winter nicht finden konnten. Sie ziehen Gruben und Furchen durch das vom Wasser zerfressene Lawinenfeld. Dann ragt hier ein Fuß in der Bindung und mit dem zerbrochenen Ski, dort eine Hand, weiter drüben ein starrer Arm aus dem Schnee hervor. Sie graben die Körper aus und legen sie auf den Boden. Der Tod kam als Erlöser, und auf den wachsbleichen Gesichtern liegt schmerzlose Ruhe.

Wochenlang zeugen noch Schneereste von der Tragödie, die sich hier oben in der herrlichsten Natur abgespielt hat, dann fließen auch sie als Wasser zu Tal, und die Sommersonne scheint auf friedliche Grasmatten, auf Enziane und Glockenblumen.

Ein Damenduell.

Eine Rokokogeschichte von A. Jwars.

Die Vicomtesse Harcourt und die Gräfin La Roche-Guyon saßen im Vorzimmer ihrer Königlichen Hoheit, der Herzogin Berry, und spielten Schach. Die Herzogin hatte beide Ehrendamen gebeten, ihre Rückkehr vom Lever der Königin abzuwarten. Die Gräfin wie die Vicomtesse galten als Rivalinnen in der Schönheit, im Geist, in der Liebe. Der Chevalier Monbazon, der Apoll am Hofe des vielgeliebten Veilchenkönigs Ludwig XV., stand unschlüssig zwischen ihnen. Der Chevalier war tapfer, galant, ein Frauensieger, doch blieb er in diesem Falle der Unterliegende. Seine Unschlüssigkeit reizte die beiden Rivalinnen. Jetzt, da sie sich allein gegenüber saßen, wurde das Schachbrett zum Schlachtfeld ihrer Eifersucht. Vicomtesse Harcourt zog ihre Dame, um ein Rössel, das von dem feindlichen Läufer bedroht war, zu decken.

Gräfin La Roche-Guyon lachte und verstärkte den Angriff durch das Vorrücken eines Bauern. „Sie wagen die Dame, um den Kavalier zu decken?" meinte sie spitz.

„Die Dame wagt für den Kavalier mehr als dieser für sie," lächelte die Vicomtesse.

„Das ist erbärmlicher Bettel um die Brosamen der Liebe", zürnte die stolze Gräfin, „eine Dame hoher Geburt, königlichen Geblüts, wird sich nicht so preisgeben."

„Gardez!" sagte die Vicomtesse und griff die Dame ihrer Partnerin mit einem Turm an. „Ihre Dame hat sich preisgegeben."

„Ein tückischer Angriff aus dem Hinterhalt, wie es echter Adel verschmäht. Sagt man nicht, liebe Vicomtesse, Ihre Großmutter von mütterlicher Seite sei eine Pächterstochter gewesen? Da wundert mich Ihr pöbelhaftes Verhalten nicht."

Die blauen Augen der Vicomtesse flammten zornig auf. „Man sagt, Ihre Ahne hätte Heinrich IV. sehr nahe gestanden. Sie sind auf Ihre Abstammung stolz, Gräfin, die der Pächterstochter Schande gewesen wäre."

Wutbleich schnellte die Gräfin aus dem Sessel empor und schlug die Gegnerin in das Gesicht. „Nimm das für deine Frechheit, Plebejerin! Die geschlagene Wange wird der Chevalier nicht küssen."

Die Vicomtesse blieb einen Augenblick wie betäubt sitzen. Die unerhörte Beleidigung raubte ihr die Besinnung. Dann griffen ihre weißen vollen Arme über den Tisch in das hochtoupierte Haar der Gräfin. Die schrie auf, der Puder stäubte, und das stolze Lockengebäude sank im Augenblick formlos zusammen. Da öffnete sich die Tür. Ihre Königliche Hoheit, die Herzogin Berry, trat ein. In ihrem Gefolge Kavaliere und Damen.

Tags darauf sprach ganz Versailles von zwei Damen, die sich wie Küchenmägde um die Gunst eines Kavaliers gerauft. Man lachte und beneidete den Glücklichen. —

Die Sänfte der Gräfin La Roche-Guyon hielt vor dem Palais Harcourt. Die Gräfin befahl dem sie empfangenden Haushofmeister, sie der Vicomtesse zu melden, da sie um eine Unterredung ersuche.

Die Vicomtesse empfing den unerwarteten Besuch erstaunt, mit Zeichen entschiedenster Abwehr. Harte Entschlossenheit prägte das Gesicht der Gräfin. „Ihr Erstaunen sagt mir, Vicomtesse, deutlich, daß Sie mich in Ihrem Hause nie zu sehen erwarteten."

Die Vicomtesse erwiderte kühl: „Ich staune über Ihre Kühnheit, Gräfin." — „Die will ich Ihnen beweisen. Wir sind zum Hohn des Hofes geworden, Vicomtesse. Man singt Spottlieder auf uns. Des Königs Ungnade droht uns, man wird uns in der Gesellschaft unmöglich machen."

„Nicht meine Schuld, Gräfin." Die Vicomtesse zog die feine Stirne in Falten. „Sie haben mit den Beleidigungen begonnen."

„Dafür biete und fordere ich Genugtuung. Wir können das Geschwätz nicht zum Schweigen bringen, wir können ihm aber anderen Inhalt geben. Eine von uns muß sterben, Vicomtesse."

Die Angeredete überlief ein leiser Schauer. „Was sagen Sie, Gräfin, wie meinen Sie das?"
„Wir werden uns schlagen, bis eine am Platze bleibt."
„Das ist doch verboten, Gräfin. Göttliche und menschliche Gesetze verbieten den Zweikampf."
„Kein Gesetz Frankreichs verbietet das Frauenduell. Mit Gott müssen wir uns abfinden. Adeliges Blut verträgt keine Schmach."
Dunkle Glut überflutete das bleiche Gesicht der Vicomtesse. Sie hob die Hand. „Genug, Gräfin. Ich bin bereit. Tag und Waffen, Ort und Stunde zu bestimmen, stelle ich Ihnen anheim. Nehmen wir Zeugen?"
„Nein. Allein wollen wir uns vor Gottes Antlitz treffen. Morgen um neun Uhr früh zu Pferde im Walde von Saint Germain Allee des Violettes. Pistolen und Degen bringe ich mit."
Die Gräfin streckte ihre Hand aus, in die, zur Bekräftigung der Vereinbarung, die Vicomtesse einschlug. Als sie ihre Finger in die Hand der Gegnerin legte, fühlte sie wieder eisige Schauer ihre Glieder durchrieseln. Die Gräfin bemerkte es, lächelnder Hohn zuckte über ihr kühngeschnittenes Gesicht.
Wenn sie daran gezweifelt hatte, daß sich die Vicomtesse am Rendezvousplatze einfinden werde, mußte sie diese Zweifel als unbegründet erkennen. Wie sie am nächsten Morgen in die Allee des Violettes einbog, kam ihr auch schon die Vicomtesse im kurzen Galopp entgegen. Sie zügelte das Pferd und glitt aus dem Sattel.
Auch die Gräfin stieg ab. Dann schnallte sie ein langes Lederetui vom Sattel und zog zwei blinkende Stoßklingen hervor, die sie der Gegnerin zur Wahl anbot.
„Sie sind gleich lang, haarscharf und spitz. Wählen Sie, Vicomtesse."
Die Vicomtesse lehnte an einem Baum, als bedürfe sie einer Stütze. Sie zuckte leicht zusammen und wies mit einer Handbewegung die Waffen zurück. „Zuerst die Pistolen, Gräfin", sagte sie tonlos.
Die Gräfin entnahm den Satteltaschen zwei schön damaszierte, mit Silber beschlagene Pistolen. „Sie sind geladen, Vicomtesse. Pulver ist auf der Pfanne. Wählen Sie." Ohne hin zu sehen, nahm die Vicomtesse eine der Waffen. Die Hähne knackten.
„Wir gehen fünf Schritte zurück, drehen uns um und feuern gleichzeitig", kommandierte die Gräfin.
Ihre Gegnerin nickte und folgte der Weisung. Jetzt standen sich die Duellantinnen gegenüber, die Gräfin hob die Hand, der Schuß schmetterte scharf durch den Wald.
Die Vicomtesse stand unverletzt. „Du sollst nicht töten", stammelte sie leise, hob die Pistole und schoß in die Luft.
„Das gilt nicht!" rief die Gräfin. „Zu den Degen, Vicomtesse, zu den Degen!" Die Vicomtesse stieß einen leisen Schrei aus. Bei den Pferden stand, auf den Degengriff gestützt, den Federhut in der Hand, der Chevalier Montbazon.
Sein Gesicht war ernst. Sein Blick sprach Bewunderung. „Es ist genug, Gräfin! Die Vicomtesse ist eine Heldin, voll Mut und Edelsinn. Ich küsse ihre Hände in liebender Andacht."
Er schritt auf die Vicomtesse zu, beugte das Knie und zog die schlanken feinen Finger an seine Lippen. Finster grollend stand die Gräfin. Dann lachte sie hell, aber etwas unfrei, auf. „Das Heldengedicht hat sich zum Schäferspiel verkehrt. Damon und Cloe! Und ich habe es in Szene gesetzt. Wo bleibt nun mein Dank, Chevalier?" Montbazon erhob sich. „Madame, ich schäme mich meiner Rolle in dem Possenspiel, das Sie arrangierten. Jetzt danke ich Ihnen, ich habe die Seele der Vicomtesse erkannt. Sie ist so heilig und hoch, daß ich ihr dienen will mein Leben lang."
Er wandte sich der Vicomtesse zu. „Die Pistolen waren blind geladen, die Degen stumpf. Die Gräfin wollte Ihren Mut erproben ohne eigene Gefährdung!"
Die Vicomtesse drückte verlegen den Kopf an seine Schulter und reichte der unterlegenen Gegnerin die Hand. „Wenn ich es aber gestehen soll, ich habe mich doch gefürchtet."

Lustige Rundschau

* **Milderungsgrund.** Tippel soll verdonnert werden. „Haben Sie noch etwas zu Ihrem Gunsten zu sagen?" — „Jawohl, Herr Richter! Ich bitte, zu bedenken, daß ich schon zehnmal vorbestraft bin, ohne daß es etwas genützt hat."

*

* **Personengedächtnis.** „Sind Sie vorbestraft?" — „Jawoll, Herr Präsident — aber noch nich von Sie; det war so 'n kleener Dicker!"

* **Das schlechte Gewissen.** „So, Maxe, in dem neuen Restaurant warst du noch nie?" — „Nee! Hat keenen Zweck! In den Zeitungen steht immer: Aufmerksame Bedienung!"

*

* **Die Jugendliche.** „Wie hat Ihnen gestern abend unsere jugendliche Naive gefallen?" — „Ausgezeichnet. So gut hat sie schon seit zwanzig Jahren nicht mehr gespielt."

*

* **Doppelsinnig.** „Wer ist der alte Herr, der mich so intensiv anstarrt?" — „Das ist der bekannte Altertumsforscher X.!"



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

	gro-	ver-	wie	in	nen	him-	
welt	nen	du	a-	ste'hn	im	ster	klei-
im	ber	ßen	klei-	kann	t den	ter-	me!
wird	die	sein	ler-	lan-	aus	im	ten-
dann	und	de	dem	te	ne	eh'n	va-
mensch	dein	ßen	das	sten	dem	mer-	erst
klein	im	klein-	lernt	groß-	rech-	sten	in
	der	maß	gro-	ena-	kam	sein	

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Ihr redet aus dem —‿
Und wißt euch keinen —;
Titanenhaftes —‿,
Doch kümmerliche —.
Die Rüstung ist von ‿,
Drin schwankt ein schwaches —;
Stolz laßt ihr Berge —‿:
Ein Mäuslein springt her —!

Otto Promber.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 43.

Stern-Rätsel:



— SKISPORT. —

*

Kreuz-Rätsel:

			D	F	T			
			E	A	A			
			M	S	R			
D	E	M	E	T	R	I	U	S
F	A	S	T	N	A	C	H	T
T	A	R	R	A	G	O	N	A
			I	C	O			
			U	H	N			
			S	T	A			

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.